

Manfred Keller

Zum 100.Todestag von Henry Dunant 1. Petrus 2,21b-25

Liebe Gemeinde, der kurze Text, den wir gerade gehört haben, stammt aus einer urchristlichen Taufpredigt. Die Taufe bildete einen Einschnitt im Leben der ersten Christen, die sich zumeist als erwachsene Menschen hatten taufen lassen. Folglich gab es Unterschiede zwischen früher und heute, zwischen dem Leben einst und jetzt. „Ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen“, so schließt die Taufpredigt, zitiert im 1. Petrusbrief, einem Schreiben, das vermutlich um das Jahr 100 in Rom entstanden ist.

Diese Hinwendung zu Christus als dem guten Hirten bedeutet einen Neuanfang, ein anderes Leben, – aber keineswegs ein sorgenfreies und komfortables Leben. Damals wie heute müssen Menschen, die in dieses Leben eintreten, damit rechnen, dass ihr Weg kein leichter sein wird. Das Neue Testament und speziell der 1. Petrusbrief konfrontiert uns immer wieder mit dem unbequemen Gedanken, dass die Zugehörigkeit zu Jesus Christus auch ins Leiden führen kann – so wie jedes ernsthafte Engagement auch Lasten mit sich bringt.

Ich möchte am Beispiel einer konkreten Lebensgeschichte zeigen, was es heißt, in die Nachfolge Jesu einzutreten, dem Angebot und der Verpflichtung seines Weges zu folgen. Der Mann, von dem die Rede sein soll, ist Henry Dunant, der Gründer des „Roten Kreuzes“. Dass die Wahl auf ihn fiel, hat mit einem Gedenkdatum zu tun, seinem 100. Todestag. Dunant starb am 30. Oktober 1910 im schweizerischen Kurort Heiden. Sein Leben weist bei aller Größe aber auch bedenkliche Schwächen und dunkle Punkte auf. Doch Dunant hat selbst in den schwersten Zeiten seines Lebens nie den Grund des christlichen Glaubens verloren. Er hielt sich – mit den Worten unseres Predigttextes gesprochen – in guten wie in bösen Tagen an den, der „unsre Sünde selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, damit wir ... der Gerechtigkeit leben.“

Henry Dunant wird am 8. Mai 1828 in Genf als Sohn einer alten Hugenottenfamilie geboren. Es ist eine feine Gegend, in der das Kind zur Welt kommt. Die Rue Verdaine mit ihren großbürgerlichen Häusern verbindet die Unterstadt der Arbeiter und Krämer mit der Oberstadt, in der die Adligen zu Hause sind. Die Dunants gehören zu den wohlhabenden und angesehenen Familien. Der Vater war selbstständiger Kaufmann und Ratsherr. Die Mutter, aus einer Pastorenfamilie stammend, sei – so heißt es – keine Schönheit gewesen. Aber sie habe überzeugt durch innere Werte wie Sanftmut, Freundlichkeit und Bescheidenheit. Vor allem Letzteres zählt in calvinistischen Kreisen zu den wichtigsten Tugenden. Und Dunants Elternhaus steht ganz in der Tradition des Calvinismus, der mit seinem disziplinierten Arbeitsethos und seiner innerweltlichen Askese viele erfolgreiche Menschen hervorgebracht hat. Zur calvinistischen Frömmigkeit gehört aber auch, dass ein Christ sich der Armen und Kranken regelmäßig annimmt. Es gilt, ihre Not mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu lindern. Das lernen Henry und seine vier Geschwister von klein auf.

Aber nicht nur der damals schon 300 Jahre alte Calvinismus prägt den Heranwachsenden, sondern auch die Frömmigkeit seiner Zeit. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts breitet sich in Europa und Nordamerika die Erweckungsbewegung aus, die in England ihren Ausgangspunkt hatte. Die Anhänger dieser Bewegung legen Wert auf persönliche Glaubensentscheidung und die Verpflichtung zur tätigen Nächstenliebe. Bald beginnt man auch, die sozialen Nöte zu sehen und anzupacken. Von den verfassten Kirchen setzen sich die erweckten Kreise ab und gründen in vielen Städten

„Evangelische Gesellschaften“, die sich da und dort sogar zu Freikirchen vereinigen. Henry Dunant ist von dieser Bewegung erfasst worden und er wird zeitlebens gegenüber den etablierten Kirchen und ihrem „Klerikalismus“ – dies ist sein Kampfbegriff – eine scharfe Abwehrhaltung zeigen.

Das karitative Engagement wird dem jungen Henry durch die Mutter vermittelt. Schon als Kind begleitet er sie auf ihren Besuchsgängen zu den Kranken und Notleidenden. Als Achtzehnjähriger übernimmt er diese Aufgabe selbstständig und sucht mit seinen Freunden die Armenviertel der Stadt auf, um zu helfen. Der Banklehrling opfert sein ganzes Taschengeld für diesen Zweck. Im Jahr 1852 gründet er den Genfer „Christlichen Verein junger Männer“. Ein charakteristisches Zeugnis für den Geist, der ihn und seine Freunde beseelt, ist das Rundschreiben, das Dunant an die protestantischen Pfarrer in Genf und Umgebung richtet. Darin heißt es u. a.: „Liebe Freunde und Brüder! Eine Schar christlicher junger Männer hat sich in Genf zusammengefunden, um unseren Herrn Jesus Christus anzubeten und zu verehren, dem sie dienen und den sie preisen wollen. Sie haben vernommen, dass es auch bei Euch Brüder in Christus gibt, die – jung wie sie – den Erlöser lieben und sich zusammentun, um unter seiner Führung sich durch Auslegen der Heiligen Schrift weiterzubilden. ... Wir kommen auch zu Euch, um vor den Augen der Welt Zeugnis dafür abzulegen, dass alle Jünger Jesu ... nichts anderes sind als eine große Familie.“

Liebe Gemeinde, wir sollten uns durch die erweckliche Sprache dieses Briefes nicht stören lassen. Entscheidend ist doch, dass hier junge Menschen einen Zusammenschluss bilden, der nicht bloß dem eigenen Vergnügen oder der Karriere dient. Vielmehr geht es – in unserer Sprache formuliert – um die Bildung einer Gemeinschaft, die zum Glauben an Jesus Christus einlädt, einer Gemeinschaft, die Nächstenliebe übt und für soziale Gerechtigkeit eintritt. Ganz ähnlich steht es auch im Leitbild des CVJM-Weltbunds, der „Pariser Basis“ von 1855, an deren Formulierung Dunant mitgewirkt hat – so wie er auch diesen weltweiten Zusammenschluss der lokalen, regionalen und nationalen CVJM-Gruppen angestrebt und vorangetrieben hatte.

Nach der Bildung des CVJM-Weltbundes zieht sich Dunant aus der Arbeit für diesen Verband zurück. Der gelernte Bankkaufmann möchte – getreu der Tradition seines calvinistischen Elternhauses – auch beruflich erfolgreich sein. Er plant ein großes Projekt landwirtschaftlicher Entwicklung in Algerien. Das versteppte Land in Nordafrika will er durch Bewässerungsanlagen wieder zu einer Kornkammer machen, wo in großen Mühlen die Ernte des Landes auch gleich verwertet werden soll. Für diesen Plan braucht er nicht nur Investoren, sondern auch die politische Unterstützung Napoleons III., des französischen Kaisers. Der aber befindet sich in jenen Jahren mit seinen Truppen in Oberitalien, um die Österreicher zu vertreiben. Dunant, dem kein Widerstand unüberwindlich scheint, reist im Jahr 1859 in das kaiserliche Hauptquartier, um dem Herrscher seine Pläne für Algerien vorzutragen. Während er in einem Gasthof in Castiglione Quartier nimmt, kommt es in unmittelbarer Nähe zu der Schlacht von Solferino. Fünfzehn Stunden dauert der Kampf zwischen den französischen und den österreichischen Truppen. Als endlich ein schweres Gewitter die Schlacht beendet, bedecken 30.000 Tote und Verwundete den Kampfplatz, den Dunant in seinem späteren Bericht „das weite Feld der Schlächtereie“ genannt hat. Noch grauenhafter als der Schauplatz des Kampfes aber ist für ihn die „Hölle der Lazarette“, wie er formuliert. Es sind die Kirchen und Rathäuser der Umgebung, in denen ohne Betäubungsmittel operiert wird. In denen es an Wasser und Verbandsmitteln fehlt. Und aus denen die feindlichen Verwundeten rücksichtslos hinausgeworfen werden. Fürsorge für den verwundeten Feind gibt es noch nicht.

Die Begegnung mit diesem Grauen und mit dieser Unmenschlichkeit wird das entscheidende Ereignis im Leben Henry Dunants. Er erkennt, dass der Sanitätsdienst im Krieg völlig unzureichend ist. Aber er ruft nicht als erstes nach einer Organisation, sondern er hilft einfach. Er bringt den Verwundeten frisches Wasser und schafft Nahrung herbei. Das alles sind nur sehr bescheidene Hilfen, aber so klein und

gleichsam „privat“ beginnt das große Hilfswerk des Roten Kreuzes. Liebe Gemeinde, wir sollten uns hin und wieder das Beispiel dieses Einsatzes von Dunant vor Augen halten, wenn wir eine Notsituation wahrnehmen und bereit sind, uns zu engagieren. Oft meinen wir ja, dass zunächst eine Organisation her müsse, bevor man helfen kann. Henry Dunant hat gezeigt, dass es auch anders geht. Dass am Anfang durchaus auch die praktizierte Hilfe im Einzelfall stehen kann.

Aber Dunant ist viel zu sehr Organisator, als dass er auf den Aufbau einer Struktur verzichtet hätte. Auch publizistische Mittel setzt er ein. Er schreibt ein Buch mit dem Titel: „Erinnerungen an Solferino“. Die erste Auflage schickt er an Fürsten und Minister, an die Redaktionen führender Zeitungen und an ärztliche und humanitäre Gesellschaften in ganz Europa. Das Buch enthält nicht nur eine erschütternde Schilderung der Schlacht, sondern vor allem Vorschläge, deren Verwirklichung die Wiederholung des Elends von Solferino verhindern sollen.

Diese Vorschläge sind auf zwei Ziele gerichtet. Das erste Ziel ist die Gründung eines Hilfswerks, dessen Aufgabe die Unterstützung der militärischen Sanitätstrupps ist. Der zweite Vorschlag zielt darauf ab, den ganzen Sanitätsbereich – Personal, Lazarette und insbesondere die Verwundeten – für die kriegführenden Parteien als „neutral“, als „unverletzlich“ zu erklären. In diesem Zusammenhang gibt er die Anregung, für die geschützten Personen und Gebäude ein gemeinsames Wahrzeichen – ein Logo, würden wir heute sagen – zu bestimmen. Durch seinen unermüdlichen Einsatz, durch Vortragsreisen in ganz Europa und durch Gespräche mit vielen Regierungen kommt es im Jahre 1864 in Genf zu einer Konferenz, auf der 13 europäische Staaten vertreten sind. Zwölf von ihnen unterzeichnen die sogenannte „Genfer Konvention“, die zum Aufbau eines internationalen Hilfswerks führt, dessen Kennzeichen das Rote Kreuz auf weißem Grund wird.

Der institutionelle Aufbau des Roten Kreuzes gestaltet sich höchst unerfreulich. Es gibt viel Konkurrenz und Neid unter den leitenden Ehrenamtlichen. Über all seinen unbezahlten Aktivitäten hat Henry Dunant seinen Kaufmannsberuf jahrelang vernachlässigt. Hinzu kommt – und nun verdüstert sich das Bild dieses Mannes –, dass er mit seinen Vorhaben in Algerien scheitert, dass er die Insolvenz seiner Firma verschleppt und am Ende den Bankrott erklären muss. Schlimmer noch, er flieht vor seinen Gläubigern, geht nach Paris, übernachtet in Wartesälen und führt ein Hungerleben. Erst 1887 kehrt er in die Schweiz zurück und findet Aufnahme im Armenkrankenhaus von Heiden im Kanton Appenzell: vergessen von der Welt, verlassen von den Freunden. Was er in diesen Jahren innerlich durchmacht, lässt sich kaum erahnen. Er leidet unter der Unversöhnlichkeit und Hartherzigkeit seiner früheren Freunde. In einem seiner Briefe schreibt er, es habe „wohl nur wenige Menschen gegeben, die unter Bosheit, Eifersucht und Neid, unter der Dummheit und Feigheit der Pharisäer so viel gelitten haben wie ich.“

Einmal noch tritt er ins Rampenlicht. Ein Zeitungsmann hatte ihn aufgespürt, und sein Aufruf, dass der Gründer des Roten Kreuzes noch lebe und in Not sei, geht durch die Weltpresse. Es gibt einige Ehrungen, auch Geldpreise, darunter zur Hälfte den ersten Friedensnobelpreis. Aber Dunant gibt das Geld weiter, begleicht seine Schulden und legt einiges zurück. Aber er bleibt in Heiden. Aus dem betriebsamen Mann ist ein Einsamer geworden.

Im Sommer 1910 bestellt er einen Notar und macht sein Testament. Das noch vorhandene Geld teilt er unter die wenigen auf, die ihm nahestehen. Eine kirchliche Bestattung lehnt er ab. Aber er schließt mit den Worten, die uns in ihrer Einfachheit auch heute noch anrühren: „Ich bin ein Jünger Christi wie im ersten Jahrhundert und sonst nichts.“ Unter seinen nachgelassenen Papieren findet sich ein längerer Text, den ich sein geistliches Testament nennen möchte. Es ist ein eindrückliches Zeugnis des reformatorischen Rechtfertigungsglaubens. Gegen die bürgerliche Tugendethik, gegen die Hartherzigkeit derer, die Verfehlungen nicht vergeben können, hält Henry Dunant für sich daran fest: „Es geht darum, mit Demut an die Gewissheit der Erlösung

zu glauben. Es geht darum, an das zu glauben, was Gottes Wort sagt: Christus ist für die Sünder gestorben. Und alle, die diesen Glauben haben, sind Heilige in Gottes Augen.“

Liebe Gemeinde, der heutige Predigttext erinnert uns daran, dass wir durch die Taufe in die Nachfolge Jesu eingetreten sind. Der Lebensweg Henry Dunants ist ein Beispiel der Nachfolge Jesu, trotz oder gerade wegen der krassen Gegensätze, der Höhen und Tiefen, die dieses Leben enthält. Mit der Gründung des Roten Kreuzes – heute eine der größten Hilfsorganisationen der Welt – steht dieser Mann bis heute in der Nachfolge Jesu, tut er bis heute Werke der Barmherzigkeit. Doch nicht allein darum ist sein Leben ein Leben in der Nachfolge Jesu Christi. Der „Weltorganisator der Menschlichkeit“ – so hat man ihn genannt – scheitert beruflich, er wird ins Leiden geführt, er macht sich schwerer Verfehlungen schuldig und sucht sein Unrecht wieder gut zu machen. Aber das Entscheidende sind nicht die eigenen Anstrengungen. Das Entscheidende ist die Gewissheit, die er in seinem geistlichen Testament in die Worte fasst: „Christus selbst hat *alles* gemacht, alles vollbracht. Wir müssen uns nicht quälen, um seine Losgekauften zu sein. Nein, es reicht, lediglich wie ein kleines Kind an die guten Worte Gottes zu glauben.“ Diesen Sätzen, die vor hundert Jahren geschrieben wurden, ist auch heute nichts hinzuzufügen. Amen